

Nr. 181 Bydgoszcz / Bromberg, 11. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(7. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Präsident erhebt sich.

Der Vorbeimarsch der Soldaten beginnt. Soldaten zu Fuß, auf Panzerzügen, in Tanks, in Flugzeugen auf rollenden Geschützen, Kämpfer in Gasschutzkleidern, die wie berüsselte, glotzäugige Wespen von Menschengröße aussehen, Truppen, Truppen, Truppen ziehen vorbei. Die Hymnen der im Staatenbund vereinigten Nationen ertönen.

Die Parade ist zu Ende. Der Präsident besteigt sein Flugzeug.

Auch Willy und ich eilen fort.

Ein unmerkliches Nicken Lady Dianas grüßt mich noch — als wolle sie mir im geheimen danken —, ein verstohlenes Lächeln scheint auf ihren schönen Lippen zu liegen.

Hat wirklich dem Staatspräsidenten Todesgefahr gedroht? Oder . . .?

Wie wir auf dem Dache unseres Hochhauses landen, erwartet uns dort bereits Viktor. Er scheint erregt.

„Eine überraschende Neuigkeit!“ stößt er hervor. „Wir wissen bereits, wer die Morde veranlaßt hat.“

„Wer?“ fragen Willy und ich zu gleicher Zeit.

„Lady Diana Gonzaga!“

Ein Teil der ebenen großen Dachfläche unseres Hochhauses dient als Landeplatz der Flugzeuge, ein anderer ist grüner, schattiger Park mit Fontänen, Kiosken, dichtem Laubdach und malerischen Ausblicken. Viktor hat Erfrischungen für uns bereitgestellt.

Soeben taucht die Liftkabine aus ihrem Schachte empor.

Eine schwarzgekleidete alte Dame von unbeschreiblicher Häßlichkeit steigt aus und ruft, mich erblickend, mit hoher Greisinnenstimme:

„Ich begrüße dich, mein lieber Neffe Fred!“

„Tante Ada!“

Es ist German May.

Viktor hat die Umwandlung meisterhaft durchgeführt. Zwar hat diese groteske Figur mit meiner wirklichen Urgroßtante nicht die geringste Ähnlichkeit, aber außer mir kennt kaum jemand Tante Ada persönlich. Das seltsame Wesen, das auf uns zukommt, schimmert von Brillanten. Besonders eine Schnur aneinandergereihter, haselnußgroße Solitäre, sichtlich überaus kostbar, sprüht um den hageren Schildkrötenhals ein augenblendendes Feuerwerk aus. Das Auffallende dieser Erscheinung kann nicht verfehlen, in der blasierten Gesellschaft der Finanzwelt, in der wir uns bewegen werden, gebührenden Eindruck zu machen. Ich sage mir mit Zuversicht, daß niemand in dieser Verwandlung German May erkennen werde. Es gibt ja keine bessere Art, sich zu verbergen, als die, aufzufallen.

Wir sitzen in kühlem, schattigem Dickicht unter Lianen und Palmengruppen.

„Wieso“, frage ich Viktor, nennst du uns Lady Diana als Anstifterin der Morde?“

„Unsere Detektivabteilung hat es soeben herausgebracht“, antwortet er. „Der Chauffeur des zertrümmerten Wagens, der beim gestrigen Autoattentat jenen alten Herrn an Stelle German Mays getötet hat, steht in ihren Diensten. Er ist verwundet ins Spital gebracht worden.“

„Das gibt zu denken. Und sonst?“

„Sonst nichts.“

„Aber es ist kein Beweis!“

„Nein, gewiß nicht. Man kann auch sagen, es sei ein unglücklicher Zufall gewesen. Auch der Chauffeur sagt dies, ebenso jeder der Zeugen.“

„Wir werden uns diese Zeugen ein wenig näher ansehen!“

Willy blickt mit seinem Fernglas, das er noch von der Parade her an einem Riemen umgehängt trägt, jetzt zum Blau des Himmels empor durch einen der Ausblicke im Blättergewirr.

„Sieh einmal,“ ruft er, „dort oben fährt ja Lady Diana! Doch nein! Es ist nur eines ihrer Flugzeuge, sie selbst scheint nicht darin zu sitzen.“

Ich spähe gleichfalls hinauf — ja, das ist eine ihrer blaugoldenen, schnittigen Luftlimousinen.

„Tante Ada!“ beginne ich dann und hebe gegen German May mein Glas mit dem dunkeltopasenen Wein. „Auf dein Wohl!“

Plötzlich schmettern unsere Kelche zu Boden, Willy hat uns die Weingläser aus den Händen geschlagen.

Sein Antlitz ist verzerrt.

„Schnell,“ keucht er, „fort! — Hinab! Atem anhalten!“

Wir stürzen zum Lift.

Ich bemerke gerade noch einen ganz feinen, fast unsichtbaren Sprühregen — zerstäubte Wassertropfen, die wie Nebeltau herabsinken.

Mit ein paar Sprüngen sind wir in der Aufzugskabine, fahren in die Tiefe.

„Was war das, Willy?“

„Weiß es noch nicht. Sicher nichts gutes. Der Flieger hat wohl mit irgend einem Teufelsinstrument eine Flüssigkeit auf unser Dach herabgesprengt.“

„Giftgas?“

„Kaum! Vermutlich etwas Unauffälliges! Eine natürliche Todesart! Was, das werden wir bald erfahren.“

Die an den Tautropfen sofort angestellte chemisch-mikroskopische Untersuchung ergibt auf allen Pflanzen des Dachgartens, in allen Fontänen und natürlich auch in den Speisen und Getränken unseres Tisches Milliarden von Saprophyten, Stäbchenbazillen besonders gefährlicher Art, Erreger einer Typhusgattung von unbedingt tödlichem Ausgang, menschenfeindliche Mikroben, die auf irgendwelchen Sternen daseinsbedingte Bewohner ihrer Planeten sein mögen, die aber auf unserer Erde sonst nichts vermögen, als mit der Wut bösartiger Eroberer alles Menschenleben zu vernichten.

„Lady Dianas Luftschiff!" sagt Willy wütend.

„Gut, daß du rechtzeitig den Wasserdunst gefühlt hast, Willy!"

„Ja, ich sage selber: Gut! Von nun an wird es immer heißen müssen — nicht nur: Augen auf! — sondern: Alle Sinne!"

„Glaubst du, daß Lady Diana . . .?

„Ich glaube von Weibern alles, nur nichts Gutes!"

„Willy, als Antwort wollen wir noch in dieser Viertelstunde mit unserer Offensive beginnen, mit der erneuten Kontermine gegen ihren Freund Natas!"

Willy reibt sich die Hände und lächelt wie ein Teufel.

Oberstaatsanwalt Marny und ein Polizeirat Künburg werden uns gemeldet.

Der Polizeirat geht sogleich auf sein Ziel los.

„Herr Jansen, bitte, öffnen Sie uns Safe 210!"

„Willy, was ist in diesem Safe?"

Willy blickt in die Registratur.

„Das muß José Guérin wissen, der zweite Direktor unseres Hauses."

José Guérin erscheint.

„Herr Direktor Guérin", frage ich, von wem ist Safe 210 belegt?"

„Es ist leer."

„Wer hat Zutritt zu diesem Safe?" forscht der Polizeirat.

„Nur ich," antwortet José Guérin, „— nur ich — und der Herr Chef unseres Hauses."

„Herr Fred Jansen also?"

„Ja."

Wir begeben uns in das Gewölbe.

„Die Schlüssel!" fordert der Polizeibeamte.

Dann öffnet er die kleine Stahltür, welche die Ziffer 210 trägt.

Wir blicken in die dunkle Höhlung. Aber sie ist nicht leer!

Ein schmales Samtetui liegt darinnen.

Der Polizeirat nimmt es heraus und öffnet es: „Oh" sagt er ironisch. „Sieben Stecknadeln — wie es scheint derselben Art wie jene, die German May hätte töten sollen. Vielleicht ist an diesen auch Tetanus?"

Der Oberstaatsanwalt lächelt eigentümlich.

Unfaßbare Überraschung!

„Darf ich fragen," rufe ich entsetzt, „wieso Sie daraufkommen, gerade in diesem Safe einen solchen Fund zu vermuten?"

„Sie dürfen!" entgegnet Marny mit hochgezogenen Brauen. „Sie haben ja reichlich Grund zu einer solchen Frage! Die Antwort ist ja sehr einfach: Ein drahtloser Anruf hat mir das Versteck verraten."

„Wer rief an?"

„Ihr Haus, Herr Jansen. Die „Universale Commission"."

„Unser eigenes Haus? Willy! Wir haben also einen Verbrecher in unserer Mitte!"

„Sie dürften nicht unrecht haben", bemerkt der Polizeirat anzüglich. „Es hat ganz diesen Anschein!"

„Ist mir", erkundigt sich Willy mit bebenden Lippen bei den Beamten, „erlaubt, diesen Verbrecher zu entlarven? Oder darf dies nur der Herr Oberstaatsanwalt?"

„Bitte," lächelt der Staatsanwalt sarkastisch, „ich lasse Ihnen den Vortritt."

„Herr Guérin," wendet sich Willy plötzlich an diesen mit unheilverkündender Miene, „wie lange sind Sie in unserem Hause?"

„Zehn Jahre", antwortet der zweite Direktor leichenblaß.

„Ist es Ihnen in dieser Zeit je vorgekommen, daß jemand außer dem Chef des Hauses und außer dem Ressortleiter, also Ihnen, in diese Safeabteilung gelangen konnte?"

„Niemals, Herr Borch!"

„Demnach können diese Nadeln nur von zwei Menschen hineingelegt worden sein: Entweder vom Chef selber, also von Herrn Fred Jansen hier — oder von Ihnen!"

Guérin scheint außer sich. Er blickt ratlos umher, zuckt die Achseln.

„Sie haben doch soeben selber bestätigt, daß sonst niemand in die Safes kann?"

„Allerdings!"

„Und Sie haben natürlich diese giftigen Dinger nicht hineingelegt?"

José Guérin starrt mir gerade und klar in die Augen. Sein Blick ist ganz ehrlich, ganz flammende Entrüstung. „Ich habe...", stammelt er, „...ich habe... seitdem ich in diesem Hause von Ihrem Herrn Vater angestellt worden bin, niemals etwas getan, was eine derartige Frage rechtfertigen konnte."

„Antworten Sie mir, Guérin!" brüllt Willy zornrot. „Haben Sie dieses Zeug hier hineingetan — oder nicht?"

„Nein!" schreit Guérin, dessen südländisches Blut jäh zu wallen beginnt. Aber sofort beherrscht er sich wieder und wendet sich zu mir mit den Worten: „Herr Jansen, ich bitte Sie um meine sofortige Entlassung."

„Ich kann Sie nicht halten, Guérin."

„Demnach", bemerkt Willy achselzuckend zu mir und lächelt dabei eigentümlich, „hast also du, lieber Fred, diese restlichen sieben Giftnadeln hier versteckt, nachdem du heute Nacht mit der achten German May ermorden wolltest. Und — ordnungsliebend wie du bist — hast du zugleich den Herrn Oberstaatsanwalt gebeten, sie hier wegzuräumen, weil sie ja nicht da hergehören."

Indes noch alle erstaunt auf Willy blicken, dreht sich dieser plötzlich auf dem Absatz herum und versetzt ohne ein weiteres Wort dem überraschten Guérin einen Kinnhaken.

Der schlägt bewußtlos hin.

„Die Folgen für alles nehme ich auf mich", sagt Willy ruhig, als wäre gar nichts geschehen. Dann bückt er sich, greift in die Taschen des Bewußtlosen, zieht aus dem Rockinnern eine Brieftasche hervor und blättert darin. Seine Miene wird dabei immer enttäuschter, es scheint, daß er das nicht findet, was er sucht. Mit einemmal, wie unter einer plötzlichen Eingebung, zerreißt er das dünne, violette Saffianleder zu Fetzen.

„Aha!" ruft er funkelnden Blickes. „Was ist wohl das"?

Er hält den Beamten einen grauen Papierstreifen entgegen. Die prüfen den Zettel höchst erstaunt.

„Ein Scheck", sagt Willy, „auf eine Viertelmillion, angewiesen von Sergis Natas. Genügt dies zur Verhaftung des Ölkönigs?"

„Unfaßbar", sagt der Staatsanwalt verstört. „Oh, — wenn es nicht Sergis Natas wäre!... Aber so?... Es wird ein schwerer Kampf werden. — Warten wir ab, was José Guérin zu sagen hat, wenn er wieder zu sich kommt."

Im selben Augenblick erwacht der Bewußtlose.

Er schaut uns erstaunt an, sucht sich zu besinnen. Dann bemerkt er die zerrissene Brieftasche und den Scheck in der Hand des Oberstaatsanwalts.

„José Guérin", beginnt der Polizeirat.

„Es steht nicht mehr dafür", murmelt Guérin mit seltsamem, zynischem Lächeln und wischt sich mit der Hand über den zuckenden Mund.

„Schnell!" schreien Viktor und Willy wie aus einem Munde. „Er nimmt Gift!"

Aber schon fällt Guérin nach hinten.

Ein kurzes Röcheln. Er ist tot.

„Herr Oberstaatsanwalt Marny wird keine weiteren Grundlagen zu einer Anklage gegen den Ölkönig mehr bekommen", sagt Willy, „außer diesem Scheck, den er in Händen hält. Ob er damit als gewöhnlicher Sterblicher gegen eine Macht, wie sie sich der reichste Mann der Welt anmaßt, aufkommen wird, ist eine interessante Frage. Nicht wahr, Herr Oberstaatsanwalt?"

Der Polizeirat läßt es sich nicht nehmen, der Schecksache sofort auf den Grund zu gehen. „Es wäre eine Schande", meint er, „wenn die Polizei mit einem solchen Trumpf in den Händen nicht den Urheber dieser Verbrechen fassen könnte — und mag es wer immer sein. Nur schnell zugegriffen!"

Ich habe den Eindruck, daß dieser Beamte wirklich objektiv ist, er verfolgt die Sache um der Sache willen — nicht etwa in Erwartung Natasscher Schweigegelder.

Oberstaatsanwalt Marny äußert Bedenken. Er sucht Künburg vorerst noch zurückzuhalten — wie er behauptet, um den Enderfolg um so sicherer vorzubereiten. Vergeblich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Liebesabenteuer.

Erzählung von Josef Martin Bauer.

Susanne trug die Zöpfe leicht gesteckt, so daß sie wie zwei weiche Schlingen über ihrem Nacken spielten, und Susanne war wohl schön, sonst wären kaum die jungen Leute alle stehengeblieben vor der Schmiede, wenn beim Zwölfuhrschlag die Schule sich leerte und einen Strom von jungen Menschen auf die Straße goß. Man sprach von Susanne, wenn die Knaben mit dem leichten Hauch eines Bartanfluges um die Lippen in der kurzen Stundenpause rittlings auf den Bänken saßen, man machte Susannes wegen jenen Umweg bis zur Schmiede, und man trug ihretwegen wohl die Bücher so frech und keck mit einem Riemen zusammengeschnürt durch die kleine Stadt.

Zuweilen gefiel dem Mädchen dieses Werben junger Männer in der Reife, und wenn sie mit schmaler Hand den Vorhang ihres einzigen Fensters ein wenig beiseite zog, um den Knaben zuzusehen auf dem Schulweg, dann waren sie alle glücklich, die Susannes wegen diesen Weg zur Schmiede machten.

Die Leute in ihrem Gerede urteilten härter über diese Dinge, als die Knaben es verdienten und Susanne es rechtfertigte. Denn sie gab keinem einmal mehr als ein Lachen, das so und so zu deuten war, sie freute sich des knabenhaften Werbens und dachte an keinen von allen mit ein wenig Liebe, weil sie alle doch noch Knaben waren. Susanne machte alle glücklich, weil sie keinem je die Antwort gab auf sein Werben. Nur Georg — einer von denen, die hier mit Kinderaugen um Erhörung aufblickten zu dem Fenster über der Schmiede — nahm dies alles ernster und bitterer. Er war so unscheinbar in allem, daß Susanne ihn nicht einmal beachtete; aber er trug seine Liebe so ernst und so schwer an der Schmiede vorbei, daß die anderen allmählich über ihn zu lachen begannen.

Ihn brauchten die anderen jungen Menschen als Nebenbuhler nicht zu fürchten, darum ließ ein Übermütiger dem Mädchen durch eine Freundin zutragen, daß Georg sie liebe und an seiner unausgesprochenen, unerfüllten, aussichtslosen Liebe leide. Dies eine war die Wahrheit, aber nur des Spottes wegen wurde diese Liebesnachricht so zugetragen, und am Ende lachte auch Susanne über diesen jungen Georg.

Die Stadt war klein, und das Gerede fand leicht den Weg, wenn Susanne es mit einem mitleidigen Lachen weitergab und Georgs junge Freunde es zum Spott unter die Leute trugen. Das Gerede wurde auch dem Hufschmied zugetragen, den alle Leute um seiner handfesten Grobheit willen leise fürchteten. Man wunderte sich nebenbei, daß ein so hübsches, so zartes Mädchen die Tochter eines so groben Mannes sein konnte, und um die Dinge auf die einfachste Weise zu erklären, erzählten die Leute da und dort, daß Susannes Mutter ehedem wohl ein leichtsinniges Mädchen und eine leichtsinnige junge Frau gewesen sei — auch leichtsinnig, denn von Susanne selbst wußte man ja nach so viel Gerede, daß sie von mädchenhafter Tugend und von Liebe wunderliche Ansichten habe.

An einem Mittag, als die Schulen ihren dunklen Knäuel junger Menschen in die Straßen der kleinen Stadt schütteten, als die Knaben ihrer Liebe wegen den gewohnten Umweg bis zur Schmiede machten, da geschah das, was nach so viel Klatsch wohl geschehen mußte. Die Knaben standen vor der Schmiede und schauten zu Susannes Fenster auf, behutsam auslugend, ob denn nicht eine Hand den Vorhang leise zurücknehmen wolle. Georg stand, bescheiden und vom Spott verschüchtert, fast allein weitab am Rinnstein, und er sah das nicht, was die anderen im ersten Augenblick gewahrten.

Der Schmied stand breitspurig im Türstock, und seine Hände waren unruhig, weil sie hier wohl irgendwo in den Haufen halbreifer Menschen greifen mußten und noch nicht schlüssig waren über das Ziel des derben Zugriffs. Vor solchen Händen schätzten die Knaben ihre Tapferkeit gering ein. So kam es denn, daß der Haufen junger Burschen eilig abzubröckeln begann, daß die Nächststehenden sogleich den übrigen Platz machten, daß nach wenigen Augenblicken alle das Weite gesucht hatten, nur Georg nicht, der auf dem Rinnstein stehend Ausschau hielt nach dem Fenstervorhang, der sich einmal doch auch seinetwegen leise bewegen mußte, um ihm irgend ein Zeichen zu geben.

Da geschah es wirklich, daß der Vorhang sich bewegte, er wurde in aller Hast beiseite gezogen, und Georg konnte seine Susanne zu sehen, die ihn zu spät warnen wollte vor dem Zugriff des erbosten Vaters.

Es war zu spät, und es war eben recht für den zornigen Schmied, daß er nicht nur Georgs atemloses Aufschauen beobachten konnte, sondern auch die Antwort, die seine Susanne ihm durch das nun halb geöffnete Fenster gab. Der Schmied bereitete der schüchternen Liebeswerbung ein heftiges Ende, als er den Knaben hin und her auf die schmalen Backen schlug und ihn schreiend über die halbe Straßenlänge hin fortjagte.

Von Susanne erzählte man später, daß der Vater sie gleich herzlos behandelt habe, um ein für allemal den Leichtsinn aus dem Mädchen zu vertreiben, den er aus der Frau zu spät vertrieben hatte. Wenn die Leute so sagten, dann mußte es schon seine Richtigkeit haben, und jetzt hatte der Schmied einmal mit all dem Leichtsinn in seinem Haus Schluß gemacht.

Leise, raunend, ausschmückend trug der Klatsch auch dieses Begebnis in der Stadt weiter. Er trug es am gleichen Tag zu all den jungen Leuten, die Susanne zu anderer Zeit ihre kleine Liebe bezeugt hatten. Er trug es weiter, bis die Männer der Schule in aller Form die Schlußfolgerungen daraus zogen. Solche jungen Leute, die das Ansehen der Schule schädigen und mit ihren Auffassungen von Liebe einen verderblichen Einfluß auf alle anderen Schüler ausüben, sind von der Schule zu verweisen und am besten wohl von allen Schulen auszuschließen. So verfuhr man gegen den jungen Menschen, der Georg hieß und mit seinem Liebesabenteuer allen zum Ärgernis geworden war.

Unverstehend, empört, aber von all dem Erlebten doch wunderlich berührt, ging Georg weg von der Schule, aus der Stadt, aus der Umwelt, die von ihm ein Liebesabenteuer erzählte, zu dem seine knabenhafte Schüchternheit nie den Mut aufgebracht hätte. Während man in der kleinen Stadt allmählich diese Geschichte vergaß, stand Georg verwundert immer noch vor den Dingen, die er nicht erlebt und kaum verstanden hatte.

*

Es war eine kalte Welt, in die man den jungen Menschen stieß, aber die Welt hatte wie schützend einen warmen, wohligen Mantel um ihn gehängt, so daß alle Leute glaubten, um ihn her müsse Liebe sein, in ihm müsse das Verstehen sein für alles Leid, alles Schöne, alles Menschliche, das die Liebe ausmacht und die Liebenden geleitet.

Und obgleich ihm selbst gar niemand von da weg auch nur die kleinste, ärmlichste Liebe mitgegeben hatte, so lernte er doch an dem Schein, der ihn umgab, die Wirklichkeit dessen, was man von ihm forderte. Und er legte die Schüchternheit ab, als er die Knabenzeit ablegte, er gab die Liebe mit zwei vollen Händen, als er sie verstehen gelernt hatte, er spürte allmählich, daß das Liebenkönnen in ihm erst wuchs und sich vervielfältigte, je mehr und je reicher er davon gab.

Die Schuld des Liebesabenteuers, die nie Schuld gewesen war, ging als lächelnde Erinnerung immer neben ihm her. Und der Frau, die er nahm, erzählte er die kleine Geschichte aus der Zeit, in der er die Liebe wie ein Kind erlebt hatte. Seine eigenen Kinder lehrte er mit der Vatergüte, die er aus der Liebe schöpfte, bis er seines Lebens und seines Liebens langsam müde wurde und zuweilen wieder wie ein Kind die Dinge überdenken konnte.

Da fand er, daß es Zeit sei, einmal noch jene Susanne in jener kleinen Stadt aufzusuchen.

Aber er fand die Schmiede nicht mehr und fand Susanne nicht mehr, und die Leute schüttelten unwissend den Kopf. Als er seinen Namne nannte, da wußten sie, wer er war. Von Susanne jedoch wußten sie nichts. Und wie Georg auch suchte— er fand Susanne nie und nirgends, auch dort nicht, wo jeder Mensch sein Recht auf seinen klei-

nen Platz von Mannslänge und Brustbreite hat. Das betrübte den Mann, so daß er still nach Hause ging.

Da war er zum ersten Mal ungerecht gegen die Welt, als er ihr zum Vorwurf machte, daß sie mit dem kindlichen Liebesabenteuer auch die Liebe vergessen habe. Aber es war wohl nur so, daß die Susanne vergessen hatte, weil sie nach der Liebelei der Kindheit die Liebe des Lebens nicht lernte.

Abend am Bodensee.

Von Agnes Harder.

Es ist der letzte Abend am Bodensee. Ein milder Abend nach einem heißen Tag. Ich war drüben in Meersburg, bei den Erinnerungen an die Droste. Bei der Rückfahrt grüßte der Säntis so klar über den See, wie die Dichterin ihn von den Fenstern ihres Turmgemachs gesehen hat. Die Natur bleibt, und der Mensch geht, das klingt noch in meinem Herzen nach.

Wasser hat von je Menschen und Länder verbunden. Dieses Wasser gar, das man „das deutsche Meer" nannte, hat diese Aufgabe doppelt erfüllt. Deutschland, Österreich und die deutsche Schweiz geben sich hier die Hand. Neben dem Grabe Annettes in Meersburg fand ich ein anderes, in geheimnisvoller Aufmachung, mit Horoskop und Sonnenstellungen in den Stein gegraben, mit pyramidenartig aufsteigenden Dreiecken, dazu das Auge Gottes, Stern und Kelch. Dieses Grabmal bestimmte F. A. Mesmer für sich, das Geheimnisvolle seines Lebens in den Tod mitnehmend.

Auch das Appenzeller Land steuert zur Erinnerung an einen großen Geist bei: in St. Gallen hielt ich in der berühmten Klosterbibliothek den Psalter Notkers in der Hand. So grüßte mich hier, nicht weit vom Hohentwiel, auch Scheffel in seinem „Ekkehard". Auch zu ihm gehört der Säntis als ragender Schlußstein.

Das alles trägt mir die leise verebbende Uferwelle zu, wenn ich abends am See sitze. Nicht in den Anlagen, sondern unter den Leuten des kleinen Städtchens, die auf den Stämmen der Holzabladung dicht am Ufer ihren Feierabend genießen. Der See ist noch sehr belebt. Die letzten großen Dampfer sind zwar schon fort, nach Lindau, nach Friedrichshafen, nach Romanshorn. Aber die vielen Privatboote, Paddler, Ruderer, liegen gerade jetzt draußen und atmen die Sommernacht. Sie kreuzen am Ufer hin, nehmen wohl ein paar hübsche Mädchen in ihrem Ruderboot ins Schlepptau, oder liegen still weit draußen und schicken nur ihre Gefühle ans Ufer, vielleicht auf einer Geige, einem Schifferklavier oder einem Waldhorn. Das klingt wie Schwanengesang in die Nacht hinein. Schwäne sind auch da, sehr viele. Die Fremden füttern sie. Die Tiere sind zahm geworden, eine schöne, stille Staffage der Natur. Aber die Menschen gehören doch mehr zu diesem Bild deutschen Lebens als die Vögel. Sie genießen den Abend fast andächtig, rauchen ihre Pfeife und lauschen der Musik, die vom Wasser kommt. Die Liebespaare haben sich tiefer in die Anlagen verzogen. Hier sitzen nur alte Menschen und Kinder, die noch aufbleiben dürfen.

Ihnen ist der See das Selbstverständliche. Die Geister, die zu ihm gehören, werden sie nicht beunruhigen. Mir verkörpert dieser See einen Teil deutschen Lebens. Ich sehe die Pfahlbauern ihre einfachen Angeln nach Fischen auswerfen. Ich höre, wie die irischen Mönche, die hier die ersten Klöster bauten, das Gewürm der Sümpfe und des Sees verfluchen. Ein Zentrum deutschen Lebens, deutscher Kultur entsteht. Die Natur bleibt, die Menschen gehen. Auch die heißesten Herzen hören auf zu schlagen. Wann war es, als Annette von Droste dem Freunde Schücking nachsah, der die junge Frau auf die Meersburg gebracht hatte, um sie der Freundin vorzustellen, mit der er noch im Jahr vorher dort herrliche Stunden verlebte? Heute früh, als mich Motordröhnen ans Fenster trieb, spiegelte sich der vorbeifahrende Zeppelin in seinem Heimatsee. Der träumte in der grauen Dämmerung vielleicht noch von dem Einbaum, der „gestern" über ihn dahinglitt. Denn auch das Wasser hat kein Heute und Morgen. Auch vor ihm sind tausend Jahr wie ein Tag.



Bunte Chronik



Der Wettlauf mit der Schnecke.

Es gibt fast über jeden Volksstamm Anekdoten, die seine Schwächen in mehr oder minder bissiger Form geißeln. Man braucht nur daran zu denken, was alles über die übertriebene Sparsamkeit der Schotten erzählt wird.

In der Schweiz sind die Waadtländer vielfach das Ziel des Spotts der Schweizer aus anderen Kantonen. Man sagt ihnen nach, sie seien etwas langsam. Und zum Beweis dafür wird folgende Geschichte erzählt: Eines Tages unternahmen ein Waadtländer, ein Genfer und ein Juraschweizer zusammen einen Ausflug. Der Waadtländer entfernte sich dann von seinen beiden Gefährten, um, wie er sagte, Weinbergschnecken zu suchen. Er blieb ziemlich lange weg und die beiden orakelten bereits darüber, wieviel Kilo Schnecken er wohl bringen würde. Schließlich kam er völlig unverrichteter Sache wieder zurück. Er hatte nicht eine einzige. Und er entschuldigte sich damit, daß er sagte: „Ich bin zwar immer hinter einer hergelaufen, aber sie ist mir doch entwischt".

*

Leuchtende Verkehrsschutzleute.

In dem amerikanischen Staate Connecticut haben die Verkehrsschutzleute eine neue Uniform bekommen, die sie den Automobilisten leichter sichtbar machen und sie selbst vor dem Überfahrenwerden schützen soll. Sie ziehen über ihren normalen Uniformrock eine lange weiße Weste, die an der Brust, am Rücken und im oberen Teil der Ärmel mit einer großen Anzahl reflektierender Glaslinsen besetzt ist. Im Strahl der Automobilscheinwerfer leuchten diese Linsen hell auf. Ganz originell, aber es scheint, daß man in Connecticut eine sehr schlechte Straßenbeleuchtung hat, was übrigens nicht wundernehmen kann, denn selbst Newyork ist nur in den großen Hauptverkehrsstraßen wirklich gut beleuchtet. Die Nebenstraßen, sogar die unmittelbar am Broadway, machen abends den Eindruck finsterer Kleinstadtstraßen. Wenn das in Connecticut auch so ist, dann mag es schon notwendig sein, Verkehrsschutzleute in Glühwürmchen zu verwandeln.



Lustige Ecke



Irrtum.



„Ach, Frau Lehmann, Ihr Mann liegt auf Zimmer 24"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.